

(Nachdruck verboten.)

171

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Aber Käte wollte, sie mußte auch seinen Schlaf bewachen. Oft hörte sie ihn sprechen im Traum, so tief Atem holen, als beenge ihn etwas. Dann schlüpfte sie aus dem Bett, leise, leise, damit ihr Mann sie nicht hörte, zündete kein Licht an, suchte sich tastend, auf bloßen Füßen, den Weg ins Nebenzimmer. Und dann stand sie an seinem Bett. Noch hatte er das hübsche Gitterbett seiner ersten Knabenjahre — aber wie lange noch, und dies Bett war zu klein?! Wie er wuchs, so unheimlich schnell! Vorsichtig, mit leichter Hand, fuhr sie über seine Decke und fühlte darunter den langgestreckten Knabenleib. Jetzt warf er sich, stöhnte, bäumte sich auf wie einer, der gegen etwas anringt. Was hatte er nur? Jetzt sprach er undeutlich. Von was träumte er denn so lebendig? Er schwitze über und über.

Wenn sie ihn nur sehen könnte! Aber sie traute sich nicht, Licht zu machen. Was sollte sie ihrem Mann sagen, wenn er, vom Lichtschein geweckt, sie fragen würde: „Was machst Du denn da —?“ Und Wölschen würde auch aufwachen und fragen: „Was willst Du denn?“

Ja, was wollte sie denn eigentlich?! Darauf wußte sie sich keine bestimmte Antwort. Wissen hätte sie nur mögen, was seine Seele im Traum so beschäftigte, daß er seufzte und rang. Von was träumte er? Von wem?! Wo war er im Traum?!

Bitternd stand sie auf ihren bloßen Füßen an seinem Bett und lauschte. Und dann beugte sie sich über ihn, so dicht, daß sein Atem, unruhig und heiß, ihr Gesicht anwehte, und hauchte wiederum ihn an — mengten sie nicht so ihre Atemzüge, gab sie ihm nicht so Odem von ihrem Odem? — und flüsterte leise und doch so eindringlich, bittend und beschwörend zugleich: „Die Mutter ist hier, die Mutter ist bei Dir!“

Aber mit einem Ruck warf er sich auf die andere Seite, drehte ihr den Rücken zu und murmelte. Lauter Unverständliches, selten ward ein Wort deutlich, aber es war genug auch so; sie fühlte: er war nicht hier, nicht bei ihr — weit fort! Suchte seine Seele im Traum die Heimat, die er nicht kannte, die er nicht einmal ahnen konnte und die doch so mächtig war, daß sie ihn, auch unbewußt, an sich zog?!

Von einer Unruhe ohnegleichen gepeinigt, stand Käte an Wolfgang's Bett: eine Mutter und doch keine Mutter! Ach, sie war ja nur eine fremde Frau am Bett eines fremden Kindes!

Und sie schlich sich zurück auf ihr Lager und vergrub ihre hämmernde Stirn tief in die Kissen. Festig fühlte sie ihr Herz pochen, und sie schalt sich selber darüber, daß sie sich so unnütze Gedanken machte. Sie änderte ja nichts dadurch, ward nur müde und traurig.

Wenn Käte nach solchen Nächten aufstand, fühlte sie den besorgten Blick ihres Mannes, und ihre Hände, die das reiche Haar aufstreckten, zitterten. Gut, daß ihr eine Nadel entfiel, da konnte sie sich doch rasch bücken und ihr überwachtes Gesicht mit den umschatteten Augen seinen forschenden Augen entziehen. —

„Ich bin wieder gar nicht mit dem Befinden meiner Frau zufrieden,“ klagte Schlieben dem Arzt. „Sie ist wieder schrecklich nervös!“

„So?!“ Geheimrat Hofmanns freundliches Gesicht wurde energisch. „Ich will Ihnen was sagen, lieber Freund, da geh'n Sie nur gleich dagegen an!“

„Das nützt nichts!“ Schlieben schüttelte den Kopf. „Ich kenne doch meine Frau. Der Junge macht's, der verdammte Junge!“

Und er nahm sich Wolfgang vor. „Hör mal, Du mußt die Mutter nicht immer so quälen! Merke ich noch einmal, daß sie sich über Dich kränkt, weil Du ungezogen bist, so sollst Du mich kennen lernen!“

Quälte er denn die Mutter?! Wolfgang machte ein verdutztes Gesicht. Und ungezogen war's doch auch nicht, wenn er gern zu Lämkes wollte! Das quält, wenn man innen sitzen muß, während draußen der Wind pfeift und einem so lustig das Haar zerwühlt! Und das quälte ihn auch, daß er heute nicht zu Lämkes sollte.

„So geh nur hin,“ sagte Käte. Sie fuhr sogar noch vor Tisch nach Berlin hinein und kaufte eine Puppe, eine hübsche Puppe mit blonden Locken, mit Augen, die sich schlossen und öffneten, und mit einem rosa Kleid. „Die bringe Frida zum Geburtstag mit,“ sagte sie am Nachmittag und händigte sie dem Knaben ein. „Halt! Vorsicht!“

Er hatte ungestüm zugespuckt, es freute ihn doch zu sehr, daß er Frida was bringen konnte. Und in einer seltenen Regung — er war kein Freund von Zärtlichkeiten — reckte er der Mutter das Gesicht hin und empfing, in einer Aufwallung von Dankbarkeit, ihren Kuß. Er ließ ihn sich sehr gefallen, als daß er nach ihm verlangte, sie fühlte das wußte, aber sie war doch froh darüber, und mit einem Lächeln, das ihr ganzes Gesicht erhellte, sah sie ihm dann nach.

„Aber vor Dunkelwerden bist Du wieder zu Hause,“ hatte sie ihm noch zugerufen. Ob er sie gehört hatte?

Wie er lief, davonjagte, leichtfüßig wie ein Hirsch! Noch nie hatte sie ein Kind so rasch laufen sehen. Er warf die strammen Beine, daß die Hacken hinten gegen die Schenkel schlugen; der Wind blies ihm den breitkempigen Matrosenhut in den Nacken, da riß er ihn ganz ab und rannte barhäuptig weiter, so eilig hatte er's.

Was zog ihn nur so mächtig zu diesen Leuten?!

Von Kätes Gesicht verschwand das Lächeln, sie trat vom Fenster zurück. —

Wolfgang war glücklich. Er saß bei Lämkes in der Stube, in der zur älteren Jahreszeit auch gekocht wurde. Die Schlafstätte der Eltern war durch einen Vorhang abgegrenzt; Frida schlief auf dem Sofa und Artur nebenan in dem Kämmerchen, das auch die Schippen und Besen, die die Vater Lämke zur Haus- und Straßenreinigung brauchte, beherbergte.

Noch war es nicht Winter, noch freundlicher Herbst, aber doch doch es schon in der Stube hübsch warm und mollig. Mit dem zarten Duft der blaffen Monatsrose und des Nelkenstodes, der Myrte und des Geraniums, die dicht an das fast ebenerdiges Fenster gerückt, alle blühten, mischte sich der strengere Geruch des Kaffees, den Frau Lämke in der großen Emaillekanne brühte. Zu Hause bekam Wolfgang nie Kaffee, hier bekam er welchen; und er schlürfte ihn, wie er die anderen ihn schlürfen sah, nur empfand er ein noch größeres Behagen dabei. Und nie hatte ihm ein Stück Torten so gut geschmeckt wie diese einfache Schnecke, die eher Semmel als Kuchen war; er kaute mit offenem Mund, und als Frau Lämke ihm, dem geehrtesten Gast, noch eine zweite Schnecke zuschob, nahm er sie mit strahlendem Gesicht.

Frau Lämke fühlte sich sehr geschmeichelt durch seinen Besuch. Aus der Puppe aber hatte sie sich nicht viel gemacht; die hatte sie Frida gleich weggenommen und in den Schrank geschlossen: „Det de ihr nich gleich verknutscht! Un iebrigens biste doch keen Herrschaftskind, det uff alle Dage mit Puppens spielt. Schade um det Feld!“ Aber nachher, als Vater Lämke aus der Portierloge, wo er in seinen Ruhestunden saß und Stiefel flickte, herunterkam, um auch eine Tasse Geburtstagskaffe zu trinken und eine Schnecke zu essen, wurde die Puppe doch wieder vorgeholt und ihm gezeigt.

„Fein, was? Hat sie von Wolfgangens seine Mama. Sieh mal, Lämke“ — die Frau hob der Puppe das rosa Kleidchen auf und zeigte darunter das weiße, mit einer kleinen Spitze besetzte Bolantröschchen — „so 'ne Frisur, janz genau so 'ne hatte ik Frida'n um 't Taufkleidchen jenäh. Totte doch, sie war doch det erste, da denkt man, et is noch wat Besondere! Ach ja —“ sie seufzte und legte die Puppe wieder in den Schrank zurück, in dem neben allerlei Krimskram die reinen Bettbezüge und ihr und Fridas Sonntagshut lagen — „wie de Zeit verjeht! Nu is se schonst neune!“

„Zehne,“ verbesserte Frida. „Ich bin doch heute zehne geworden, Mutter!“

„Nichtig — nee, schonst zehne!“ Die Frau lachte und schüttelte den Kopf, über diese Vergeßlichkeit verwundert. Und dann nickte sie ihrem Manne zu: „Wechte noch, Lämke, wie se jeboren wurde?“

„Un ob,“ sagte er und schenkte sich nochmals aus der unerschöpflichen Kanne ein. „Det war 'ne schöne Tur, wie se jeboren wurde — na, ich danke! Die Föhre hat Dir scheene zuseht! Un mir mit, ich kriegte ordentlich Manschetten, Aber

an, Mte — ä, zehn Jahre her, nu is et ja bald jar nich mehr wahr!"

"Un wenn et hundert her wäre, det verjåhe ik nich, o nee!" Die Frau hob abwehrend die Hand. "Ik wollte mir irade wie heute, so um viere 'rum, Kaffee kochen, ik hatte so 'n Zieper drauf, da jing 't los. Irade noch, daß ik bis iebem Flur kam — weckte, Du warst damals noch in de Werkstelle bei Stiller, un wir wohnten in de Alte-Jakob, fünf Treppen links — un ik kloppete bei den Kramattenfrigen drieben an und sagte: „Ach, sein Se doch so jut,“ sagte ik, „schiden Se man fix Ihre Kleene bei die Wadlern, Spittelmarcht zehne, die weck schon“ — au weih, war mich schlecht! Un ik fiel uf'n nächsten Stuhl; se hatten alle Mühe, det se mir noch 'rieber kriegten. Un nun jing det los, ik konnte nich an mir halten, bei'n besten Willen nich; ik floobe, se haben mir drei Häuser weit schreien jehört. Un det dauerte, det dauerte — et wurde Abend — Du samst zu Hause — et wurde Mitternacht — morjens fünfe, jehse, sieben — da endlich un neume sagte de Wadlern: „det Kind, det is an'n Ende“ —

"Mutter", unterbrach sie der Mann und zwinkerte nach den Kindern hin, die ganz still am Tisch saßen und mit weitgeöffneten, neugierigen Augen lauschten, „nu laß't man jut find! Det is ja nu allens lange vorbei, de Jöhre is da, un is Ach ja soweit janz jut jeraten!"

(Fortsetzung folgt.)

Ibsen.

Von den drei Großen, deren Ruhm im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts alle andern Dichternamen überstrahlte, ist nun, nachdem ein jåher Zustand Jola mitten im rüstigsten Schaffen niederwarf, der Zweite dahingegangen: Ibsen, dem es gleich Tolstoj zugeteilt war, des Lebens volle Bahn zu durchmessen. Ein Siebenundsiebzigjähriger starb er, lange vorbereitet, den stillen Tod des Alters. Die Ernte ist in der Scheuer. Vollendet und beschloffen in dem Epilog: „Wenn wir Toten erwachen“, läßt er das Werk seines Lebens zurück.

Dt hat er es ausgesprochen: was er geschaffen, bilde eine innere Einheit, nur im Zusammenhange, als Glied des Ganzen sei jedes seiner Dramen völlig verständlich. Daß sich viele Fäden hinüber und herüber spinnen, daß Lebensverhältnisse und Probleme, die im Hintergrunde früherer Stücke auftauchen, dann in vertiefender Behandlung als dominierender Mittelpunkt in späteren Dramen wiederkehren, das freilich mußte jeder, der den Kreis dieser Schöpfungen nachdenksam durchwandert, sehen. Auch heben sich durch enge innere Verwandtschaft mit einander verbundene Gruppen ab. Aber noch ist eine über alles Einzelne hinübergreifende, es umfassende und gliedernde lebendige Idee, die in jeder Phase seines Schaffens den Dichter geleitet hätte, nicht aufgezeigt. Und auch in Zukunft wird das sicher nicht gelingen. Ibsen ist ein protensartig sich Verwandlender. Jener methodische Gang, der für Jola und teilweise auch für Tolstoj so charakteristisch ist, geht ihm, wie begeistert er in einigen seiner größten Dramen die Konsequenz des Denkens feiert, völlig ab. Viel eher ließe sich von diesen beiden sagen, daß alle ihre Schriften eine Einheit bilden. Gebunden an gewisse allgemeine Gedankenrichtungen, denen sie mit nur geringen Modifikationen bis zum Lebensende treu bleiben, läßt sich ihre Stellung in dem geistigen Leben unsrer Zeit, also vor allem auch ihre Stellung gegenüber dem in dem modernen Socialismus sich manifestierenden Ideentypus verhältnismäßig leicht und sicher bestimmen. Man hat Schlagworte, um dieses ihnen Wesentliche durch ihr Lebenswerk hindurchgehende Denken andeutend zu bezeichnen — man spricht von Tolstoj's „christlichen Tendenzen“, von Jolas „Positivismus“. Ibsen bleibt, wenn man den Blick aufs Ganze seiner Lebensarbeit richtet, unklassifizierbar.

Er war ein Einsamer, wie in seinem Leben, so in seinem Denken, und er wollte es sein. „Es ist mein Amt,“ so hat er von sich selbst gesagt, „zu fragen, nicht zu antworten“. „Antworten“ heißt — bekennen, und der Bekenner schließt sich einem Allgemeinen, einem Gedanken, der für ihn bindend sein soll, einer Gruppe Gleichstrebender, wovonöglig einer Partei an, die die erkannte Wahrheit in dem Leben realisieren will. Alles aber, was als ein Bindendes dem Individuum gegenübertritt, war seinem Geiste instinktiv verhaßt. Das Wort, mit dem „der Volksfeind“ schließt: „Der stärkste Mann in der Welt ist der, der allein steht“, ist aus Ibsen's eigner Seele gesprochen. Er hat oft über die Parteien gehöhnt, nicht etwa nur, weil ihm ihre Ziele verkehrt oder nichtig, sondern weil ihm die Formen des Parteilbens selbst als ein Semmnis für die freie Entwicklung der Individualität erschienen. „Für das Solidarische“ — schrieb er, und zwar als Vierziger, nicht als junger Wursch, an einen seiner Freunde — „habe ich eigentlich niemals ein starkes Gefühl gehabt, ich nahm es nur so mit als überlieferte Glaubenssagung; und hätte man Mut, es ganz und gar außer Betrachtung zu lassen, so würde man vielleicht des Ballastes los, welcher am schwersten auf die Persönlichkeit drückt!“ Selbst die freiesten Arten des Zusammenschlusses im privaten Leben dünken ihm von diesem Standpunkt aus noch verwerflich. „Freunde sind ein kostspieliger Luxus.“ Der Kultus des

Individuums, das eifersüchtig seine Einzigkeit vor allem Fremden bewahren will, weist ihn aus den Schranken der sozialen und politischen Wirklichkeit zu anarchistischer Phantastik. Das, womit sich die Parteien abgeben, das sei nur das Verkehrliche, das Bürgersein des Individuums. Schon darum lohne es nicht, sich mit ihnen einzulassen. Denn „es ist durchaus keine Verunftnotwendigkeit für das Individuum, Bürger zu sein. Im Gegenteil, der Staat ist der Fluch des Individuums. . . . Der Staat muß fort. Die Revolution will ich mitmachen.“ Manches in jenen Briefen, die Brandes mitteilt, gemahnt direkt an Stirners Ideologie: „Der Einzige und sein Eigentum“.

Wie Ibsen frei sein will von den realen Mächten, die den Menschen binden, so will er frei sein von dem Zwange einer zu immerer Autorität sich fixierenden Idee. Auch hier gilt es die Unabhängigkeit des Einzelnen zu wahren, das was zu Festem werden will, durch Zweifel immer wieder aufzulösen. Und darüber hinaus ist etwas wie eine Scheu in ihm, zu viel von seinem eignen Innern zu verstraten; er liebt das Rätselvolle, nicht bloß als künstlerischen Stimmungszweig, auch als Umhüllung, die ihn vor fremden Blicken bergen soll. Wenn irgendwo, so hätte man im „Epilog“ ein Verleugnis, das rückwärts über das Ganze seines Lebenswerkes helles Licht verbreitet, erwartet. Aber je mehr man sich in „Wenn wir Toten erwachen“ hineinversetzt, um so ungewisser wird die Deutung der Symbole. Ist es Verjöhnung, Resignation oder trostlose Verzweiflung am Leben, was aus diesem letzten Sang ertönt? Sollen wir aus des Bildhauers Rubed's Wort, er habe nach dem Versalle seiner eigentlichen Künstlerkraft heimlich Tierfragen in die Menschengesichter des Monuments hineingebildet, ein Urteil Ibsen's über seine eigene naturalistische Kunst heraus hören? Klingt in der Rede die Sehnsucht nach einer völlig andren Art des künstlerischen Schaffens durch? Ist der „Epilog“ nur als Künstlerdrama gedacht, oder meint Ibsen, daß sich in dem Lose Rubed's die Tragik wie des künstlerischen so überhaupt alles menschlichen Idealismus wieder spiegele? Er löst nicht, er reißt neue Rätsel an die alten.

Indes bei allem Schwebenden, Ungewissen, Wechselnden, ein Zug tritt doch, nicht sowohl als Charaktermerkmal des Ganzen, wohl aber jener Dramengruppe, die ein Erzeugnis seiner höchsten Schöpferkraft, Ibsen's Weltruhm begründet haben, vor allen andren hervor. „Leben — diesen Wahlpruch hat er seinen Gedichten vorangeseht — heißt dunkler Gewalten — Spul belämpfen in sich. — Dichten, Gerichtstag halten — über sein eigenes Ich.“ Und „die sich selber Richtenden“, die den Maßstab ihres Nichtens nicht von außen her aus dem gesellschaftlich-traditionellen Fürwahrhalten entnehmen, deren sich Nichten zugleich ein sich Aufrichten gegen all' dies Äußere fremde Unterwerfung heißende ist — sie, die kühnen Frager und Zweifler in dem Prozesse ihrer Selbstbefreiung ziehen ihn mit tiefster Wahlverwandtschaft an. Nora, Frau Alving Noömer und Rebekka sind solche Typen, Menschen, die in einer zusammenstürzenden Welt des Scheines und der Lüge zum innern Richteramt erwachen. Soweit sich Ibsen überhaupt als Dichter einer Idee ausdentet läßt, ist es die der Autonomie, der Selbstherrlichkeit des Individuums. Wagt es Euch selbst zu richten, wagt es frei zu sein! Der Mut zur Freiheit ist der Mut zur Wahrheit. Darin liegt das unvergeßlich Aufreißende, das Revolutionäre seiner größten Werke, das gottlos nihilistische, das die konservativen Geister seit je mit richtigem Instinkt in ihm gewittert und gefürchtet haben.

Langsam ist Ibsen zur künstlerischen Meisterschaft herangereift. Als Dreundzwanzigjähriger im Jahre 1851 übernahm er, der früh auf seine eigne Kraft Gesellte, die Leitung des Theaters in Bergen. Nach einer Reihe romantischer und vaterländischer Dramen, die in dem überlornomenen idealistischen Stil gehalten sind, erschien im Jahre 1862 das erste große Vergernis aus seiner Feder, „Die Komödie der Ehe“. In klingenden Versen ergießt sich sein Hohn über das landesübliche Philistherideal. Mag das bürgerliche Institut der Ehe notwendig sein, als Institut, als Bindendes nimmt es der Liebe ihre Freiheit, ihren Glanz und Schwung. Es ist das letzte Stück, das er im Mamesalter auf norwegischem Boden geschrieben. Ein staatliches Reisestipendium, das ihm in der Mitte der sechziger Jahre zusiel, öffnete ihm den Weg aus dieser engen Welt. Die Jahrzehnte der reichsten poetischen Produktion hat er draußen im Auslande verlebt, in Rom, in München, oder wo sonst die Fahrt ihn hintrieb. Das Losgelöbsein von dem Vaterlande — erst als Greis lehrte er dauernd zur Heimat zurück — ist ein charakteristischer Zug im Lebensbilde dieses Mannes, dem der Gedanke der Freiheit mit dem der Einsamkeit verschmilzt, und der im Sozialistischen schlechthin schon eine drohende Gefahr individueller Freiheit sieht. Es folgt die Reihe der großzügigen Gedankendramen: „Brand“, „Peer Gynt“, „Kaiser und Galiläer“. „Brand“ ist das größte der drei, ein machtvoller Protest wider die Halbheit und Heuchelei des offiziellen Christentums. Anscheinend das klarste, birgt es, wenn man näher zusieht, nicht weniger Rätselvolles als die beiden andren Werke in sich. Wenn Brand, jeden Kompromiß verwerfend, hierin ein echt Ibsen'scher Held, Ernst macht mit dem christlichen Gedanken, daß Eines und nur Eines not thut, daß niemand zweien Herren dienen kann, wenn er sein „Alles oder Nichts“ der Welt entgegenstreckt, wie haben wir sein Handeln und sein Schicksal uns zu deuten? Das Drama, das in des Dichters Heimat als Beherrschung des wahren christlichen Opfernutes aufgefaßt wurde, kam ebenso wohl als

Losfagung vom Kern des Christentums erscheinen. Die Opfer, die Brand verlangen, sind Opfer, die die Lebensfreude und das Leben selbst zerstören. Der Weg, auf dem er die begehrteste Gemeinde zu seiner „neuen Kirche“ führen will, verläuft in unfruchtbare, wilde Eis- und Schneewelt; und donnernd begräbt ihn die Latrine. Ist das in Ibsens Sprache nicht das Björnsonsche Bekenntnis: „Ueber unsre Kraft?“ Jedenfalls in den späteren, den sozialen Dramen, ebenso wie in denen der letzten Epoche klingen nirgends mehr die christlichen Töne an. Es ist, als habe er hier wie in dem „Kaiser und Galiläer“ endgültig damit abgerechnet.

Ein Vorzeichen der neuen Pfade, die er suchte, erschien im Jahre 1869: „Der Bund der Jugend“, Ibsens erstes Prosa-drama aus der Gegenwart. Einzelne glänzende Züge der Charakteristik, vor allem die Figur des politischen Strebers, weisen auf eine künftige Größe hin, im Bau der Handlung zeigt sich noch unmerklich der Zusammenhang mit dem französischen Intrigenstück. Auch in den „Stützen der Gesellschaft“ tritt der neue ihm eigentümliche Dramenstil noch nicht zu voller Schärfe ausgeprägt hervor. Da folgt zwei Jahre nach den „Stützen“, zehn nach dem „Bund der Jugend“ — „Nora“ und eröffnet die Reihe der modernen Meisterdramen. Hier ist alles neu, von wunderbarer Originalität. Schaut man auf die Entwicklung, die der moderne Roman im vorigen Jahrhundert genommen, so präsentieren sich Ibsen und Tolstoj als Spitzen, die mit andern zusammen aus einer hohen Bergkette hervorragten. Ibsen ist wie ein Fels, der einsam und unvermittelt aus breitem Flachland himmelan steigt. . . .

Wo sind im bürgerlichen Drama seine Vorgänger? Von wem konnte er lernen? Es gab ja sogenannte Realisten unter den französischen Schriftstellern der sechziger und siebziger Jahre, Augier und Dumas, aber es ist lächerlich, sie mit Ibsen auch nur in einem Atemzuge zu nennen. In Wahrheit hatte sich bis auf ihn hin die ernsthaft naturalistische Bewegung so gut wie ausschließlich auf dem Gebiete des Romans abgespielt. Das Drama schien durch seine Formen selbst einer in die Tiefen dringenden Darstellung modernen Lebens durchaus unfähig. Was in dieser Welt der Gegenwart im Raum und in der Zeit sich weit zerstreut, Charaktere und Konflikte, die nur langsam heranreifen, Bewegungen, die sich zum großen Teil unsichtbar, im Innern der Seelen vollziehen, wie sollte es gelingen, das in engen Rahmen einer Bühnenhandlung aufzurollen? Man half sich, so gut es ging. Mit kümmerlichem äußeren Anstrich — wie kümmerlich, das fühlt man erst, wenn man von Ibsens Dichtung herkommt — deckte man die klaffenden Lücken zu. Er erst hat neuen Wein in neue Schläuche gefüllt. Er schuf eine Dramatik, die, was Feinheit der Charakteristik anlangt, ebenbürtig sich dem Höchsten zur Seite stellt, was psychologische Analyse in den so unendlich freieren, bequemeren Formen des modernen Romans geleistet hat. Im engsten Raum die höchste Konzentration! Und mit welcher Virtuosität be-meistert er die Hemmungen, die in dem Widerspruch zwischen der langsamen zerplitterten Bewegung des wirklichen Lebens und den Forderungen dramatischer Geschlossenheit begründet sind! Aus einer weitverzweigten Entwicklungsreihe wählt er das letzte Glied, die Katastrophe, in die das Ganze mündet. Er läßt uns dieses Letzte schauen und in ihm zugleich das Vergangene, aus dem es mit Notwendigkeit hervortritt. Als treibendes Moment geht die Enthüllung des Vergangenen in die Handlung mit hinein. Die Welt des Dramas wächst, sie weitet und dehnt sich. Fast unerschöpflich ist der Reichtum der Beziehungen. Nicht nur wie die Menschen sind und handeln, zugleich wie sie geworden sind und werden mußten, das tritt uns imilde entgegen. Man spürt das Walken eines unerbittlichen Schicksals. Mit unheimlicher Spannung sehen wir im fahlen Zwieltlichtschein das Gewitter heranziehen. So in „Nora“, in den „Gespens-tern“ und dann später in „Nosmersholm“. In ihnen tritt dieser Typus des dramatischen Aufbaues, das wunderbare Lebendigmachen des Vergangenen im Gegenwärtigen am reinsten hervor. Der höchste Preis des künstlerischen mag den „Gespens-tern“ gebühren. Es ist das Werk, in dem zugleich die grundstürzende Steptis Ibsenschen Denkens ihren machtvollsten Ausdruck erhalten hat. Unmittelbar darauf als Antwort auf das heuchlerische Entrüstungs-geschrei, mit dem man die große Tragödie der Vererbung aufgenommen, folgte der prächtig tropische „Volksfeind“. Dann aus einer völlig andren Stimmung heraus geboren die tiefe tragikomische Elegie der „Wild-ente“. Der Wahrheitsmut, den Ibsen als das Höchste gefeiert, er-scheint hier, karikiert in der Gestalt des Gregor Werle, als täppisch thörichtester Illusionär, der, wo er helfen will, zerfällt.

„Nora“ war im Jahre 78/79 geschrieben, mit „Nosmersholm“ im Jahre 1886 schließt diese fruchtbare Periode seines Schaffens, für deren Werke sich in der gemeinsamen Beziehung auf das Problem der „Wahrheit“ und der individuellen Freiheit allerdings etwas wie ein einheitlicher Grundgedanke aufzeigen ließe, ab. Die Kon-flikte, denen Ibsen sich nun in seinen letzten Dramen zuwendet, sind rein privater Natur, es fehlt die polemische gegen die „Gesellschaft“ und ihre „Lebensregeln“ gerichtete Tendenz, das Aufreißende, Revo-lutionäre. Und der Zug zum Symbolischen — auch „Hedda Gabler“ bildet kaum eine Ausnahme — tritt immer mehr entscheidend, die unmittelbare Naturwahrheit der Charakteristik, des Dialogs und der dramatischen Entwicklung notwendig einschränkend, in den Vorder-grund. Das Gleichnishafte wächst nicht wie in den „Gespens-tern“ aus einem streng kausalen Verlauf hervor, sondern erscheint hier als das von vornherein Bestimmende, Gewollte, als Aufgabe, der sich Reden und Thun der dramatischen Personen wohl oder übel zu fügen hat. Bewundernswürdig wie diese Werke: „Vaumestier Solnes“,

„Klein Ehoff“, „Gabriel Borkmann“ und „Der Epilog“ dem Ver-stande, der der verborgenen Weisheit der Bilder nachspürt, erscheinen, es mangelt ihnen jene Lebenswärme, jenes anschaulich Ueberzeugende, das unwillkürlich die Gefühle in des Dichters Bahnen zwingt.

Die Dramen des Greises bewundert man, die des Mannes haben uns wie wirkliche Erlebnisse erschüttert. Wer wird ihn in dem neuen Jahrhunderte ersetzen?

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

gc. Die Empfindung der Schmerzen wird bei den verschiedenen Völkern verschieden getragen. Wie weit eine Abstumpfung dagegen gehen kann, darüber äußert sich Vita Hassan in seinem Werke: „Die Wahrheit über Emin Pascha“ folgendermaßen: „Ein Mann in Karthum nimmt in meiner Gegenwart eine glühende Kohle, streckt sein Bein aus und legt mit unerschütterlichem Gleichmut die Kohle auf eine Wunde. Ein weißlicher Rauch steigt auf, ich höre das Knistern des verbrannten Fleisches, ich spüre den starken Fet-tergeruch, der sich davon verbreitet. Ich beobachte den Mann, der un-beweglich bleibt; keine Muskel in seinem Gesichte zuckt, und auch nicht das geringste Anzeichen von Schmerz macht sich bemerkbar. Als er endlich die Kohle abnimmt, sagt er zu seinem Weine: „Wenn du in drei Tagen nicht heil bist, schneide ich dich ab“, wobei er seinen Dolch spielen ließ. Ich weiß nicht, ob das Bein diesen Rat beherzigt hat, da ich den Mann nicht wiedersehen habe. Ich bin aber fest davon überzeugt, daß er es sich mit derselben Kaltblütig-keit abge schnitten hätte, wie er es gesagt hatte.“ — Ein anderes Beispiel: „Ein Kameltreiber bittet eine Frau, die vor der Tür ihres Hauses sitzt, um Feuer für seine Zigarette. Die Frau bringt ihm in der bloßen Hand eine glühende Kohle. Er würde sich ihr gegenüber feige vorgekommen sein, wenn er sie in der Gleichgültig-keit gegenüber dem Schmerz nicht hätte überbieten können. Er saßt also die Kohle mit dem Finger, legt sie auf sein nacktes Bein, wirft seine fertige Zigarette fort, zieht seine Büchse heraus und dreht sich langsam und gelassen eine neue, während sein Fleisch brennt. Wie er mit der Zigarette fertig ist, nimmt er die Kohle mit den Fingern und zündet die Zigarette an. Darauf wirft er das Feuer zur Erde, macht der Frau seinen Salam und setzt seinen Weg fort.“ Es würde überflüssig sein, diese Beispiele zu vermehren. Es ist all-bekannt, daß die Sudan-Araber bei ihren Belustigungen ihren Mut von allen aus heftigste mit der Nilpferdpeitsche schlagen lassen, ohne daß sie mit den Wimpern zuden, selbst wenn das Blut in Strömen herabrinnt und Fleischstücken sich bisweilen unter der Peitsche lö-sen, denn bei dem geringsten Anzeichen von Ungeduld oder Schmerz werden sie für feige gehalten und aus der Gesellschaft ausgestoßen. —

Literarisches.

ek. Leo Heller: „Carben. Neue Gedichte“. (Berlin, „Harmonie“). — Keine Himmel und Erde stürmende Kraft, kein grüblerischer Sinn, der in verborgenen Tiefen gräbt, kein Poet, der eigene Pfade geht, tut sich in diesen Gedichten auf. Hellers Vers erklingt ekkeltisch in alten Tönen und Weisen. Es schwingt etwas mit, das an die Blütezeit der Rubenscheibenpoesie erinnert, die noch immer in einigen humoristischen Blättern gedeiht. Dieser Art ent-spricht die Wahl der Stoffe und deren Behandlung: man liest von Rittern und Pagen, Edelfräuleins, Gräfinnen usw. Dazwischen stehen mehrere modern-zeitliche Themen von künstlerelend und Künstlerliebe, Genrebildchen, Jählln und Naturstimmungen. Man wird nirgends überrascht durch eigenartige Anschauung der Dinge; vielmehr bewegt sich des Dichters Meinung und Bildlichkeit in althergebrachten Bahnen, die von außen her nach innen zu ins Be-schauliche münden. Eigentliche Schöpferkraft vermisst man; aber die Gabe, sich in kleinen Bezirken heimisch zu machen, das Kleine, Stille anheimelnd auszubauen und zu beleben, die ist Heller eigen. Insofern hat er denn auch seine Art. Er gibt sich schlicht und natürlich; zu außergewöhnlichen poetischen Gleichnissen und Ver-gleichen, zu glühendem Kolorit der Sprache nimmt er nie Zuflucht, sondern bleibt hübsch am Boden in häuslicher Sphäre. Wohl hat er feines Gehör für Rhythmus und Form; in bezug auf den Reim wahrt er aber selten die erforderliche Reinheit. Das österreichische Idiom verliert da seinen Einfluß. Wenn man aber von solchen Mängeln absieht, so erfreut bei Heller die gemüthvolle Hinneigung zur Volkspoesie. Hierfür bringt er etwas mit, was nicht Manier, sondern wirkliche Begabung ist. Er vermag schlecht und recht im Volkston zu schreiben. Ihm gelingen Gedichte lyrischen und epischen Charakters, denen von vornherein etwas Volkstümliches anhaftet. Und diese Art von Liedern überwiegt alle anderen. Es ist wohl möglich, daß unter ihnen — ich nenne „Licht“, „In Ewigkeit, Amen“, „Mädchen am Ufer“, „Volkslied“ (I. und II.), „Reisele“, „Gott“ die Frau Mutter . . ., „Im Volkston“, besonders auch die knappe „Wallade vom Schreiber und der Gräfin“ und „Das Junfer-sein“ — manche in den Liederschatz des Volkes übergehen könnten. —

Theater.

Leffing-Theater. Meinhard-Bernauer'sches Ensemble-Gastspiel. „Das Lebensfest.“ Lustspiel in drei Akten von Karl Köhler. — Herr Köhler, der früher in Wolzogens Buntem Theater Humoresken seines Landmannes, des Simpfi-

cissimus-Thoma, so behaglich vortrug und in der sonst nicht eben gelungenen Uebersetzung der Thomasthe „Medaille“ durch eine Gestalt, der man das bayerische Volkstum anmerkte, ergötzte, läßt in seiner Komödie einen parfümierten Trupp aus Berlin W. in den Frieden eines bayerischen von Münchener Malern bevölkerten Gebirgsdorfs einbrechen. Dem Stückchen liegt jeder literarische Ehrgeiz fern, es erhebt keine Präntationen, aber er spart einem auf diese Weise auch den Aerger, den das Mißverhältnis von Wollen und Vollbringen notwendig hervorruft. Das Ziel ist nah gesteckt. Die losen durch die Kontraste einer einfachen Situationskomik und eine Fülle satirischer Dialogspitzen belebten Szenen sollen, karikierend nicht charakterisierend, das Publikum lachen machen über das hohle mit großen Worten aufgeputzte hauptstädtische Salongetue. In geistige Unkosten hat sich der Autor nicht gestürzt, Skrupel hinsichtlich der psychologischen Wahrscheinlichkeit ließen ihn unbehelligt, aber das Lachen machen ist ihm gegliedert; noch mehr, man fühlt sich, wenn der Vorhang fällt, nicht hintergangen und zum Narren gehalten wie in den meisten Schwänken, etwas freundlich Sympathisches bleibt in der Erinnerung. Ein Zug von Treuherzigkeit geht mit der leichten Komik Hand in Hand und bewirkt, daß man, so obenhin die Schilderung der Malersleute gehalten ist, die Lust, die Köpfer an dieser Kumpanei der Ungeheimnisten hat, teilnehmend nachempfindet.

Ein lästernes Berliner Kommerzienratsdöchterlein, begleitet von einer schriftstellernden jedermann über seine Herzensgeheimnisse interviuierenden Dame und einem schöngeistig schwägenden Verehrer, der auf seine Nebenerrüttung als Adelsbrief des inneren Seelenwertes pocht, erscheint in dem ländlichen Wirtshaus, wo der Maler Maier-Landsberg mit seinen Freunden Quartier genommen. Papa hat Maiers Selbstporträt in der Sezessionsausstellung gekauft und das Fräulein denkt sich einen Flirt mit diesem Unbekannten, den man dann später nach Berlin importieren, als Salondecoration benutzen, in der Gesellschaft lancieren kann, höchst amüfant, und macht sich mit starkem Zielbewußtsein gleich ans Werk. Der gute Bursch, dem eine wadere, wiewohl recht raubbeinige Kollegin soeben einen Korb erteilt hat, geht bei der augenblicklichen Bilanz seines Herzens ihr leicht ins Garn. Es entzückt ihn, zu hören, daß er eine komplizierte Natur, von unendlicher Differenziertheit des Nervenlebens sei; so ein hübsches Kompliment hat ihm noch kein bayerisches Mädel gemacht! Im Sturme sind die Vorstadien absolviert, und der so schnöde entthronte ältere Liebhaber ruft telegraphisch den Papa herbei: Zulu habe sich kompromittiert. Sehr drollig ist es, wie der Maler nun auf ein Stündchen Willtonärsbräutigam wider Willen wird. Der Vörsianer Vater will vor den ewigen Eskarpaden seiner Lieben Tochter endlich Ruhe haben. Eine erstklassige Partie ist nach so vielen Abenteuer doch nicht zu erwarten, also, dekretiert er, hat man Schluß zu machen und den Künstler, finalmal ein „bon“ den Namen ziert, frisch vom Fleck zu heiraten. Zur Belebung wird eine rührende Szene aufgeführt, der Verführer als Herr Baron und Verführer apostrophiert und an seiner „Kavalierschre“ gepackt. Bei der Verlobungsfeier, dem „Lebensfeste“, an dem die ganze Malersippe durstig sich beteiligt, tracht aber schon der neue Bund mit lautem Poltern auseinander. Der Bräutigam revoltiert mit einigen donnernden Faustschlägen auf den Tisch und ergreift die Flucht. Er kriegt die brave Centa, die ihm erst den Korb gegeben, und Fräulein Zulu begnügt sich mit dem schwadronierenden Neurastroniker, der im Pathos dieses Glückes die Mären eines Renaissancehelden zu martieren sucht, als Freier.

Die Pointen und lustigen Einfälle, die sich um dieses hübschen Handlung gruppieren, wurden durch ein äußerst flottes Spiel in ihrer Wirksamkeit gesteigert. Jede Rolle war gut, zum Teil vortrefflich besetzt. Namentlich erwähnt sei hier nur Hanns Fischer, früher Mitglied des Deutschen Theaters, der in der Figur des Nerven-Überrmenschen wieder den alten unverwundlichen Humor bewies. —

Aus dem Tierleben.

— Die Wanderungen der Nordseescholle. Seit Jahren behaupten die Seefischer, daß der Schollenbestand der Nordsee im Rückgang begriffen sei, und die gefangenen Fische in ihrer Größe weit hinter den noch vor 20 Jahren in großen Mengen gefangenen zurückblieben. Bekanntlich ist die Scholle oder Goldbutt die häufigste Art der Nordsee und von der Küste Frankreichs bis nach Island verbreitet. Um über die vermuteten Wanderungen der Schollen Aufschluß zu erhalten, wurden nach gegenseitiger Vereinbarung von den beteiligten Ländern durch Hartgummiplatten gezeichnete Fische ausgefetzt. Auf den Platten ist der betreffende Staat, das Jahr der Ausfetzung und die Nummer des vorher gemessenen Fisches verzeichnet. Für die Ablieferung wieder eingefangener gezeichneter Schollen ist eine Prämie ausgefetzt. Die auf Deutschland fallenden wissenschaftlichen Untersuchungen hat die biologische Anstalt auf Helgoland übernommen. Nach dem von Herrn. Bolau erstatteten vorläufigen Berichte wurden ausgefetzt von Deutschland 3215 Schollen (davon eingefangen 372, gleich 11,6 Proz.), von Schweden 1178 (eingefangen 101, gleich 8 Proz.), von Dänemark 1220 (eingefangen 387, gleich 31,7 Proz.), von Holland 459 (eingefangen 12, gleich 2,6 Proz.) und von England 1463 (eingefangen 233, gleich 15,9 Proz.). Auf Grund der bis-

herigen Feststellungen erscheint Bolau nun folgende Annahme zulässig. In der engeren deutschen Bucht erscheinen im Frühjahr große Mengen von Schollen, welche im Osten (an der schleswig-holsteinischen Küste) eine südliche Wanderungsrichtung haben. Dann wandern die Schollenscharen südöstlich und südlich von Helgoland langsam weiter und schlagen dann eine westliche Richtung ein. Von hier aus verschwinden dann die Schollen im Sommer, zeitweise trifft man sie noch im Nordwesten von Helgoland in kleinen Mengen, dann aber scheinen sie in tieferes Wasser zu wandern; denn man fand eine Anzahl der gemarkten Fische in nordwestlicher Richtung bis an die Doggerbank und in den Schlickbänken in einer Zeit, in der bei Helgoland keine oder nur wenig Schollen zu fangen waren. Ob sich die Tiere dann wieder bis zur holsteinischen Küste heranziehen, konnte noch nicht festgestellt werden. Die Größe der Entfernung zwischen dem Orte der Ausfetzung und der Fangstelle wechselt zwischen 0 bis 220 Seemeilen; Scholle 138 wanderte in 9½ Monaten von Helgoland 220 Seemeilen in westlicher und südwestlicher Richtung bis zum Maß-Feuerschiff. — Bezüglich der Größenzunahme wurde im Durchschnitt in einem bis zwei Monaten ein Wachstum von 1,08 Zentimeter, in zwei bis drei Monaten von 1,36 Zentimeter, in drei bis vier Monaten von 2,22 Zentimeter, in vier bis fünf Monaten von 3,17 Zentimeter, in fünf bis sechs Monaten ein Wachstum von 4 Zentimeter beobachtet. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Nach der Hochzeitsreise. Freundin (zur jungen Frau): „Also eine angenehme Reisegefellschaft hattet Ihr?“ — „O ja, lauter fidele, nn hätten wir uns n mein Mann nicht so verliebt gewesen wäre, dajunge Herren; wen vorzüglich amüfieren können!“ —

— Geburtstagsgratulation. Julia (liegt mit fürchterlichen Zahnschmerzen im Bett und klagt): „Mögest Du, angebetete Julia, noch eine endlose Reihe von Tagen ebenso bergnügt zubringen wie den heutigen.“ —

— Ein Erbstück. Advokat (zum Bauer, der ihm droht, zu einem anderen Advokaten zu gehen, wenn er seinen Prozeß nicht endlich zu Ende bringe): „Das wäre sehr unrecht von Euch, Tisfeldbauer; Eurem Vater und Großvater habe ich diesen Prozeß geführt, und Ihr wollt mir auf einmal untreu werden?“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

st. Himmelfahrtsblume. In Schwaben werden noch vielfach von ärmeren Frauen und Kindern kleine Kränze der „Himmelfahrtsblume“ gewunden, die gegen den Blüß Schutz gewähren soll, und gern gekauft und in die Wohnung gehängt werden, da die niedlichen rötlich-weißen Blümlein, die lange frisch bleiben, einen freundlichen Zimmerschmuck bilden. Der Aberglaube schreibt der Blume, deren botanischer Name *Gnaphalium dioicum* ist und die auch „Muhkraut“ heißt, weil sie wegen ihrer bitteren Stoffe gegen die Ruhr wirksam sein soll, besondere Kraft zu, wenn sie am Himmelfahrtstag vor Sonnenaufgang gepflückt wird. Das hängt wohl damit zusammen, daß dieser Tag dem altgermanischen Donnergott Donar geweiht war, weshalb ja auch das Fest auf einen Donnerstag fällt. In der Ulmer Gegend heißt die Blume „Engelblümle“.

— Eine Reihe bisher unbekannter und ungebrachter Gedichte von Alfred de Musset wird demnächst in Paris veröffentlicht werden.

— Der Rat der Stadt Leipzig hat 15 000 M. für die Errichtung eines Bach-Denkmal ausgetworfen. Das Denkmal ist von Karl Seffner entworfen und wird einen Aufwand von 50 000 M. erfordern. 33 000 M. wurden bereits früher aufgebracht, so daß nur noch 2000 M. fehlen.

— Am 17. Juni wird in Buchbach das oberhessische Volkstrachtenfest eröffnet. Ueber dreißig Gruppen mit 800 Darstellern haben sich bereits angemeldet. Auch die Odenwalder Tracht wird vertreten sein.

— Nach einem Telegramm der „N. Fr. Pr.“ ist es der wissenschaftlichen Expedition des Hauptmanns Alexander am oberen Kongo gelungen, ein Okapi lebend in einer Elefantensalle zu fangen.

— Eine größere Anzahl von Meteorologen aus verschiedenen deutschen Staaten hielt dieser Tage in Würzburg eine Beratung ab, in der die Einrichtung eines gleichmäßigen Wetterberichts für ganz Deutschland beschlossen wurde.

— Einen merkwürdigen Ort gibt es im Odenwald. Letzter Tage wurde, wie die „Allg. Ztg.“ mitteilt, amtlich bekanntgemacht, daß der neue Förster in Dürrenellenbach, welcher mit seiner Familie die ganze Gemeinde bildet, zum Weigeordneten von Dürrenellenbach perpöflichtet worden sei. Dieser Fall dürfte wohl der einzige dieser Art sein. Der ganze Ort ist nämlich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einer Kopfzahl von sechzig Personen nach Amerika ausgewandert. Die Grafen von Erbach kauften die Liegenschaften der Bauern an, rissen alle Wohnungen bis auf eine für einen Förster nieder und bepflanzten alles mit Wald. Somit ist dieser Ort verschwunden, wird aber immer noch amtlich weitergeführt.